Die Christliche Welt
Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich!
H. Weiss
N: 52 Weihnachten 1913

Christi Geburt

O wunderbare Nacht! Das Himmelszelt
Vom Siegesglanz der Majestät erhellt.

Ein göttlich Sein der lautren Liebeskraft
Durchbrach des zarten Mutterleibes Haft.

Maria blickt hernieder auf das Kind
Mit großen Augen, die voll Staunen sind.

Verheißungsworte hütet und bewegt
Ihr Herz, wie Meeresgrund die Perle hegt.

Anna Dix

Heilige Nacht

Lasset eure Lichter brennen und seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten! Luk. 12, 35.

Wenn der heilige Abend mit seiner fröhlichen Unruhe eingeschlafen ist und die heilige Nacht kommt, dann lassen wir gern nur ein einziges Licht am Christbaum brennen, tief im Grünen. Das baut an Wand und Decke aus weichen Schatten heimeliche Lauben, und nun hebt in der Stille das eigentliche Weihnachtssinnen an, und Gedanke, Herz und Wille sammeln sich stumm im Betrachten des traulichen, einigen Lichtes.

Es ist darum so schön, weil da auch Traurige und Kranke mitsinnen können . . .

Und wenn wir so in den stillen Glanz hineinsehen, dann muß sich unsre innerste Verfassung offenbaren: was wir für Menschen sind. Ob wir einfach genug sind, im Endlichen das Unendliche zu spüren, — oder ob wir vor lauter Bildung nichts Andres wahrnehmen als alltägliche chemische Vorgänge mit ihren mechanischen Folgen. Wie bettelarm sind wir, wenn die Sprache des schlichten Sinnbilds nicht mehr durch die kalten Nebel der Verständigkeit zu uns ins warme Leben dringt! Auch das unscheinbarste Zeichen will ja nur in seiner Unvollkommenheit vom Vollkommenen reden. Nein, das Vollkommene will zu uns reden! „Das Vollkommene muß uns erst stimmen und uns nach und nach zu sich heraufheben.“ (Goethe.)

Das gilt auch für die heilige Nacht. Wir sollen gestimmt werden. Warum denken wir bei diesem Wort immer bloß an flüchtige Augenblicksstimmung, die schnell vergeht? Freilich irgend ein Augenblick muß es sein, in dem das Stimmen anhebt; wenn die verstimmte, verstaubte, verschraubte Harfe unsrer Seele wieder auf den Ton reinster Freude gestimmt wird — von dem Meister, der sie schuf. Aber ist nicht jeder Augenblick reiner, ahnender Freude Aufleuchten der Ewigkeit? Und ist nicht jeder Funke ewigen Lichtes so etwas, was Aristoteles eine *δύναμις**) nannte: keine bloß gedachte Möglichkeit, sondern in sich gesammelte Wirklichkeit eigener Art, ein wahrhaftiger Keim unendlicher Wirklichkeit!

Auch Paulus nannte die große Freude, die er hinaustrug, eine *δύναμις Θεοῦ*, gespannte Gotteskraft, die von Gottes Kraft gewirkte herrliche Spannung der innersten Seelensaite auf den Ton reinster Freude, nach dem auch die andern Saiten eine nach der andern gestimmt werden sollen, und weiter der häusliche Kreis — bis zur Menschheit hin: „an den Menschen ein Wohlgefallen“ . . .

* * *

„Das Vollkommene muß uns erst stimmen.“ Wahrhaftig, denn wir sind es noch nicht. Wir spüren es grade in der heiligen Nacht. Und im Seelenhintergrunde klingt es bei vielen Tausenden:

Ich möchte gerne fröhlich sein
Und weiß nicht, wie ichs mach!

Aber hier ist ein Rat, wie wir es machen können: Lasset eure Lichter brennen! Nicht das grellrote, blendende Licht hochmütigen Alleswissens und trotzigen Forderns, das die guten Geister und heiligen Gedanken verscheucht. Das ist garnicht unser eigentliches Licht. Sondern die Lichter der Sehnsucht, der Aufrichtigkeit und herzlicher Einfachheit, — Lichter aus der Kinderzeit, die sollen wir brennen lassen. Denn ohne sie ist es nicht möglich, das zu erleben, was durch das Weltall und die heilge Nacht hindurch den Weg zu unserm Herzen sucht, um uns zu stimmen und nach und nach hinaufzuheben.

Gott sucht uns mit seinem Lichte, während wir ihn suchen. Wo ist er? — wo ist er nicht? Er sieht uns an aus diesem stillen Christbaumlichte, grade uns, sowahr es uns in die Augen leuchtet. In solchem unscheinbaren Leuchten, wo der Verstand der Verständigen ihn garnicht sucht, da wohnt er am liebsten. Aber „so wir ihn darin von ganzem Herzen suchen, so will er sich von uns finden lassen.“ (Jer. 29, 13.) Dann wird uns das Lichtlein zum Verbum visibile, wie Luther sagt, zum sichtbaren Wort, Wink und Gebot: „Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt!“ — und ist mit alledem doch nur ein freundliches Sinnbild des Kindes, das geboren ward, uns zu helfen; sich verzehrend uns zu stimmen auf den erlösenden Ton; uns zu erhellen mit dem unerschöpflichen Lichte: Lieber Vater!

Dieses Licht sollen wir brennen lassen. Und wenn die Schrecken des Lebens kommen und alle andern Lichter vernichten: dies Licht sie sollen lassen stahn! Bei diesem Lichte wollen wir bleiben, „wie Menschen, die auf ihren Herrn warten“, nein: wie Kinder, die auf ihren Vater warten. Die haben das Glück allezeit vor sich, nie hinter sich! Denn wenn die furchtbaren Gewalten sich himmelhoch erheben, — in ihnen ist doch der Vater, und so sprechen sie ins Dunkel hinein: Vater, dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit!

* * *

Nun sinkt auch das liebe kleine Licht um Mitternacht zusammen. „Allein im Innern leuchtet helles Licht.“ Das Licht dessen, der auch die Nacht des Leides zur heiligen Nacht gemacht hat, weil er uns die helle Zuversicht gebracht hat:

Es kann uns nichts geschehen,
Als was Er hat versehen
Und was uns selig ist.

P. J.

D. H.

*) Dynamis, Kraft.

Weihnachtslied

Grünes Reis aus Gottes Garten,
Willst in unsern dunkeln Gassen
Wieder deine wunderzarten
Winterblüten keimen lassen?

Wort vom göttlichsten Erbarmen,
Kündest uns in Engelchören
Wieder, daß den Reinen, Armen
Einmal soll die Welt gehören?

Einmal . . . wie aus schweren Träumen
Späht die winterliche Erde
Ostwärts, ob das Licht noch säumen,
Ob es endlich tagen werde?

Therese Köstlin

Auf der Totenkammer

Eine Zuchthausgeschichte

Das Schneetreiben toste dahin und entführte im wirbelnden Tanz alle Dächer und Gassen. Die ganze sichtbare Welt wirbelte im Tanz der Vergänglichkeit dahin, und hinterdrein stöberte das wirre, weiße Getriebe.

Das sollten alle Augen, die aus sicheren Stuben schauten, wissen: es war jetzt nicht die Zeit der Veilchen und nicht der lauen Vollmondnächte, da Nachtigallenstimmen schwache Seelen zum Leichtsinn verführen. Es war eisig klare, strenge Zeit, da alles Leben geprüft werden sollte bis auf die Wurzel hinab.

Und in den Stuben sangen sie Weihnachtlieder . . .

Schier im Sprung hob sich mitten aus der Stadt der steile Fels über die gesenkten Dächer und hob und trug das

trotzige, zackige Mauerngebilde, Stein auf Stein gewachsen, in die Schneewolken. Der wirbelnd weiße Aufruhr schlug dawider. Aber nur ein paar kleine Fensterläden und etwa die Wetterfahnen kreischten.

Der lautlose Druck des Gemäuers hielt stand — die Verbrecherburg.

Unter dem Dachhelm des kantigen Bergfrieds gehörte das oberste Fenstergeviert der Lazarethstube. Es war nicht die einzige, aber eine besondere. Eine hundertstiegige steile Wendeltreppe mit knarrenden Stufen führte hinauf. Wer sie erstiegen hatte, betrat einen äußersten, entlegenen Ort und durfte ausschnaufen. Nur Wenige aber, die in dieser Turmstube hausen wollten, kamen noch auf eignen Füßen, die Meisten wurden emporgehoben und getragen. Hier, am letzten Platz war alles auf die letzten Dienste gestellt.

Darum war auch alles Geschehen klar und eindeutig. Wer heraufkam und sich in den vier Wänden umsah, wußte Bescheid. Er kam aus der Stube nicht wieder heraus, außer in der unmißverständlichen wagrechten Lage der endgültig Wunschlosen, die mit den Füßen voran ihren Ausweg suchen ins Freie.

Diese letzte Reisestation hieß unter den Sträflingen die Totenkammer.

*

Damals war die Totenkammer mit vier Todeskandidaten belegt. Drei lagen in den Drahtbetten, einer humpelte herum.

Und eben kam der Pastor Hämmerling herein. Man sah ihm an, daß er wieder seinen wortkargen Tag hatte und vermutlich einer Absonderlichkeit auf der Spur war. Darum war auch sein Mund so eingekniffen. Er stand am Fenster, eine ganze Weile, als habe er noch kein Schneegestöber gesehen.

Eben hatte ihn daheim die dunkel umschleierte Frauenstimme aus ihrem bleichen Gesicht heraus angeredet, und dunkel umschattete Augen hatten die Stimme begleitet.

„Das wird diesmal ein schlimmes Weihnachten werden. Ich fürchte mich vor dem Fest.“

Sie war seine tapfere Frau, sie kämpfte. Sie hatte ihr kleines Bübchen wieder hergeben müssen. Zu Weihnachten würde sie es wieder haben wollen, das tote Kind. . .

Das Schneetreiben nahm alles Begrenzte vor Hämmerlings Augen fort, den Fluß und den Wald, so daß sich Hämmerling unausgesetzt dem Grenzenlosen gegenüber fand.

Weihnachten mußte stark sein, stärker als der Tod. Es müßte in Hämmerlings Haus den Tod überwinden und zum Schweigen bringen.

Und auf der Totenkammer?

Der Pastor kehrte sich vom Fenster um und überschaute die auf der letzten Station mit einem grauen schweifenden Blick, der immer fester wurde und im Zufassen nicht mehr los ließ.

Jetzt hatte Pastor Hämmerling einen eigensinnigen Entschluß gefaßt.

Die vier Gesichter auf der Totenkammer hatte der Strafvollzug, um sicher dahinter zu kommen, was Mörder und Spitzbuben vorhaben, allwöchentlich sorgsam kahl geschoren. Aber mit den kahlen Mienen verbargen die Gesichter noch besser ihre Hinterlist als im harmlosen Schnurrbart. Seine verborgene Heimlichkeit verriet Keiner, am wenigsten dem steinernen Zwang der Strafe. Sie heuchelten alle, und auch der Pastor tastete an den Mienen herum mit Worten und Blicken.

Nun wollte Hämmerling das Aeußerste diesmal erfahren, was Weihnachten über Menschenherzen vermöchte. Ob Weihnachten stärker sei als das Zuchthaus? Nach der besondern Neugierde, die den Pfarrern eigen ist, wenn sie den Seelen nachspüren, möchte er eine Probe machen, ob Weihnachten noch auf der Totenkammer so stark sei, sich sein Recht zu nehmen von den letzten Menschen; ganz aus sich selber, ohne daß der schnurrbärtige Strafvollzug zur Tür herein befahl: „Heute ist Weihnachten!“ Und ob auch der Pastor dabei überflüssig wäre?

Das möchte Hämmerling sich wünschen, und es sollte sein Weihnachtsgeschenk sein am Weihnachten seines toten Kindes. Die auf der Totenkammer sollten es ihm schenken als allerstärksten Trost: Weihnachten brauchte Niemanden, auch keinen Pastor.

Er sagte aber schier unbeholfen, daß es schroff klang, zu den kahlen Gesichtern: „Diesmal sollt ihr den Weihnachtsbaum euch selber putzen. Und die Weihnachtslieder werdet ihr allein singen.“ Weiter sagte er nichts, sondern hob das Haupt mit einer raschen Wendung über die Bettlägerigen und das steinalte Männlein, das am Stecken humpelte, und gab keinen Grund an für die unverständliche Neuerung.

Auch „der Path“ erfuhr nichts. So wurde nämlich das Greislein genannt, das über fünfzig Jahre in den steinernen Mauern büßte und mit dem Strafvollzug sich so eingewöhnt hatte, daß es familiär mit ihm stand.

Sonst fragte der Pastor: „Path, was machen die Leut?“ Aber heute vergaß ers. Der Zuchthauspath humpelte ihm nach. Er hatte doch seine besondere Vertrauensstellung. Vor Jahr und Tag, da der Pastor als Neuling auftauchte, durfte ihn der Alte fragen: wie alt er sei? „Vierzig Jahre,“ antwortete der Pastor. Und dem Zuchthauspath wars erlaubt, sich erhaben zu fühlen über solch einen jungen Pastor und seine Ueberlegenheit durch das vorwitzige Zünglein durch die Zahnlücke hervor kundzugeben, mit einem dünnen, hüstelnden Kichern.

Hihi! Als der Pastor geboren wurde, war der Zuchthauspath schon seit elf Jahren in der Strafanstalt.

An der Jugend des Pastors lag es gewiß auch heute. Er wußte nicht, daß die auf der Totenkammer ihre alten Rechte haben, darüber sie mit geizigem Eifer wachten.

Der Path in seinem blauweißen Lazarethkittel humpelte dem geistlichen Herrn so schnell nach, daß ihm der Kopf wackelte. Nein, das soll der Pastor nicht machen, etwas abtun von dem, was sie hier oben gewohnt sind. Wozu sollen sie sich auf der Totenkammer noch umgewöhnen? Die da drunten in der Unterwelt schmücken die Weihnachtsbäume und liefern fix und fertig einen auch für die Totenkammer. Und der Sträflingschor singt durch die offene Lazarethtür die Weihnachtslieder.

Das ist soviel, als würde den letzten Menschen ein Ständchen gebracht. Eine Art letzte Ehre wird ihnen erwiesen.

Und das wollte der Pastor abschaffen? . . Das rote vorwitzige Zünglein schiebt sich vor in dem alten weißen Gesicht: „Herr Pastor!“ . . Und wenns der Pastor hätte sehen können: in dem Bette dort am Fenster, wo der Schwarze liegt, sind ein paar grelle Augen aus dunklen Höhlen gesprungen wie Hunde an der Kette. Die Hunde wollen den Schwarzrock beißen.

Der Pfaffe will sie narren. Er kann lange warten, bis sie seine Weihnachtslieder singen. Er soll solange gesund bleiben.

Da hat der Zuchthauspath den Pastor am Rock gezupft, und Hämmerling hat sich umgedreht, hat mit seinen Augen von Gesicht zu Gesicht gegriffen und den Kopf geschüttelt.

Das Gesuch ist abgeschlagen. Es ist Ernst, sie sollen selbst für ihr Weihnachten sorgen. Kein Andrer wirds tun.

Die Riegel schnarren an der Tür zurück. Die Essenträger kommen, und der Aufseher klappt die Hacken zusammen, um seine Meldung zu machen. Und der Pastor nickt und geht.

*

Keiner spricht ein Wort. Löffel schaben an den Blechnäpfen. Der Schwarze hat sich gegen die Wand gekehrt und läßt das Essen kalt werden. Das hat er davon, daß er sich geärgert hat. Er hat gehustet, und das Tuch war blutig.

Sein Nachbar, der Rückenmärker, fletscht die langen gelben Zähne. Indem er sich aufsetzt, zerrt er die Gesichtsfalten nach den Augen und stellt die spitzen Kniee auf unter der blauweiß gewürfelten Decke. Er stochert nur in dem Essen herum. Backpflaumen mit Hammelfleisch? Einerlei, er mag nicht.

Während der Pastor da war, hat der Vierte auf der Totenkammer sich nicht geregt. Er lag zusammengekauert wie ein filziger Knäuel — bis das Essen kam. Aber jetzt hat er sich auseinandergerollt und ist hellwach. Er ist ganz bei der Sache und schlingt. Seine gierige helle Weiberstimme verlangt, daß er auch die beiden andern Näpfe leeren darf.

Darum heißt er „der Kohldampf“. Das bedeutet Fresser.

Indessen kaut der Path bedächtig wie ein Klosterbruder.

Dann ist alles mausstill auf der Totenkammer. Nur im Hintergrund fährt die Unruhe der Welt weitum. Ab und an

tost der weiße Wirbel an die Scheiben, daß sie im Blei klirren. — Des Pastors Wort scheint verweht, Niemand weiß wohin.

*

Aber es macht sich von selbst so, als am Abend das Licht angezündet wird; die Hängelampe, darum aus buntem Papier eine Burg mit Türmen und bunten Fenstern gebaut ist.

Die geschmückte Lampe verbreitet einen stillen zuversichtlichen Glauben in der Totenkammer.

Und plötzlich fängt der Rückenmärker an und meckert: „So'n Pastor! Kiek mal an, wir sollen selber die Weihnachtslieder singen!"

Gleich hat der Schwarze den Kopf gehoben und seine Augen springen lassen. Und seine Stimme ist voller Zorn: „Vierstimmig werden wir singen? Was?!" .. —

Es ist aber eine Eigentümlichkeit, damit sich Jeder abfinden muß, daß an dem letzten Ort ein menschliches Wort lange verweilt, wenn es mit ernstem Willen gesprochen ist. Es kommt immer wieder, und wenn man ihm nicht Recht geben will, muß man sich wider ein solches Wort rüsten.

So haben sich auf der Totenkammer Zwei zusammengetan, flüsternd von Bett zu Bett und haben eine Verabredung getroffen gegen das Wort des Pastors.

Der Schwarze zuerst, weil er zornig ist, und der Rückenmärker, weils ihm eine boshafte Freude macht, solange er keine Schmerzen hat. Der Schwarze findet den rechten Ausdruck für das, was sie wollen, und seine Augen funkeln.

Sie wollen eine Flucht verabreden und wollen entkommen. Ja, das wollen sie.

Freilich hat dieses Flüchten auf der Totenkammer einen besonderen heimlichen Sinn. Anders als in der unteren Welt. Dort ists in den steinernen Mauern die oberste Sehnsucht, darüber keine hinausreicht: „Freiheit!" Und ist die weiße Taube, davor der Himmel sich öffnet, daß sie herabfahre als Wunder. Tauben nisten darum auf allen Giebeln des Verbrecherschlosses. Weiße Tauben kommen täglich, sich durch die vergitterten Fenster füttern zu lassen von Sträflingshänden.

Nicht Jedem ists ungefährlich wie dem alten Zuchthauspath, der schon den Jenseitigen zuzählt. Mancher, der solch ein Lockbild fütterte, erwog brennend Tag und Nacht, was er tief verbarg vor spähenden Blicken. Und wagte ers in dunkler Nacht, nachdem er monatelang sich im Fieber darauf gerüstet, zu flüchten ... dann fand sich Mancher schon am Fuß der Felsen mit zerschmetterten Gliedern. Oder ein peitschenscharfer Schuß der Schildwache warf ihn hinab.

Aber nicht solches Flüchten ists, das jetzt wie Rauschbrand lodert in den Augen des Schwarzen. Schau, in welcher Kameradschaft die Beiden sind, als der Schwarze zitternd vor Schwäche sich aufrichtet und mit verzerrtem Gesicht ihm der Rückenmärker entgegenrückt, bis der kahle Schädel und der wirre schwarze Schopf sich anrühren.

Sie wollen einen Bund machen und wollen sich eine Flucht zubereiten, nicht des Leibes sondern der Seele. Und wollen vor einem Unsichtbaren mit der Seele flüchten — vor Weihnachten.

Hei, wenn sie ihre Seele weithin geflüchtet haben, wird sie sich verborgen und versteckt halten, und Weihnachten wird sie vergeblich suchen und nicht nahe kommen ... Hei, das ist gerade recht, daß der Pastor ihnen den Weihnachtsbaum nicht schmücken läßt, und den Heuchlern drunten verbietet, die frommen Lieder in die Totenkammer zu plärren. Nun ist der Pfaffe, ohne daß ers weiß, ihr Gehilfe.

Auf der Totenkammer gibts heuer kein Weihnachten. Und das ist gut. Wie Kinder freuen sie sich, boshaft tuschelnd. Es ist ein Wind in die allgemeine Zwecklosigkeit ihres Daseins gefahren und hat aus glimmenden Kohlen die letzte Glut geholt.

Wie der Rückenmärker schmatzt und sich die trockenen Lippen ableckt. Und der Schwarze triumphiert. Sie „drehen" noch einmal „ein Ding", haben gemeinsam eine große Widersetzlichkeit vor gegen den geistlichen Hochmut, der meint befehlen zu können, was er will.

Nur, daß jetzt eine Zwiespältigkeit ist am letzten Ort, das tut dem Zuchthauspath leid, der Ohren und Zünglein spitzt.

Aber der Schwarze tut den abgezehrten Fuß zum Bett hinaus und stößt den Wasserkrug um.

Der Alte geht stillschweigend und füllt ihn wieder. Der Kohldampf läßt sich im Verdauungsschlaf nicht stören. Ihn geht alles nichts an.

Und weil Niemand Anders da ist, steht der Zuchthauspath und der Tag am Fenster. Sie verträumen sich im Nachdenken und verdämmern miteinander im Nebel.

*

Das Bündnis war stark. Zwar bis auf vier Tagelängen war mit zäher Sicherheit Weihnachten herangekommen. Aber auf der Totenkammer war es dem Bund gelungen, auf der Flucht vor Weihnachten weithin zu kommen, in eine unruhige wilde Welt über Berge und Wälder hin. Denn das war nötig.

In dieser seltsamen Zeit nämlich hatten sich die Wälder oben in den Bergen etwas in den Sinn gefaßt, das war ihnen eingefallen in den glitzernden Sternnächten. Die Wälder wollten sich aufmachen und die Stadt erobern. Die grünen Tannen rückten ein in die steinernen Gassen und sammelten sich auf dem Markt. Und alle Häuser duldeten es, daß die Christbäume über jede Hausschwelle kamen. Und allenthalben streckten sich die Menschenhände aus und halfen mit.

Weihnachten!

Auf der Totenkammer aber hatte der alte Zuchthauspath sich am Fenster herumgedreht wie auf dem Ausguck. Als er ansagte, daß der Wald gegen die Stadt rücke mit Weihnachtsbäumen, setzte sich der Schwarze auf im Bett und stieß eine lästerliche Drohung aus. Er war bekannt im Zuchthaus, wenn er etwas wolle, daß ers auch durchführe. Ein achtungsvolles Geflüster rühmte ihn als einen Vorkämpfer gegen die allgemeine feige Willensvereinigung, die sich der Staat heißt.

Ihm hat noch kein Aufseher vor der Türe den Rücken gekehrt. Der Zuchthausoberste nahm sich als Beistand zwei Soldaten mit in die Zelle. Und der Schwarze überschüttete in seinen Ketten die Uebermacht mit dem Hohn seiner zuckenden Lippen. Er kreuzte das klirrende Armgeschmeide über der Brust und triumphierte: ein letztes Land der Freiheit bleibe ihm noch. Das schließe er selber zu nach freiem Willen und lasse alle seine Bändiger draußen vor dem Tor. Und wenn sie heulten oder beteten, so freue er sich ihrer Ohnmacht.

So wars auch der Schwarze, der auf der Totenkammer vor dem Zuchthauspath und seiner Botschaft, daß der Wald mobil mache für Weihnachten, die fleischlosen Hände in die Decke krallte.

Nun sollten auch der wackelige alte Path und der Kohldampf mit dem hundeartigen Hunger dem Bündnis beitreten. Das wäre ein Fest, würdig und wert derer auf der Totenkammer, wenn das Weihnachten ihrer Feinde, die mit ihrem Almosen die heilige Dankbarkeit der Aermsten billig einhandeln wollten, vor leere Ohren und Augen käme, und alle Seelen wären geflüchtet.

Noch eine verschlossene letzte Tür sagte: Bleibt draußen.

„Wehleidig wollen sie uns machen und sich daran ergötzen, wie mitleidig sie sind," funkelte der Schwarze und stach um sich mit den Augen.

Der Kohldampf mit der flüchtenden Stirn quäkte: Dann gäbe es auch kein Festessen; Gebratenes und ein Glas Wein. „Doch!", das schreibe die Hausordnung vor fürs Lazareth, versicherten der Schwarze und der Rückenmärker. Der Kohldampf solle ihren Anteil dazu haben.

Nun war der mit dabei.

Der alte Zuchthauspath sah verloren vor sich hin, murmelte und schüttelte den Greiskopf.

*

Am dritten Tag vor Weihnachten hub wieder ein Tanz an in den Lüften, die sangen leise. Weiße zarte Spitzengewänder wirbelten. Und die Scheiben auf der Totenkammer kam eine Lust an, mitzumachen. Ja der Bergfried selber, so fest und

starr er war, schien seine absonderliche Stunde zu haben und war nicht völlig abgeneigt, in den Reigen mit einzutreten.

Da hub der Schwarze an und erzählte. Vielmehr, er begehrte in seinen Worten gleichfalls einen Tanz aufzuführen, wilder und gewaltsamer als alle Lüfte tanzen, nämlich den fessellosen Tanz der Leidenschaften und der Sehnsucht, dessen Tanzplatz allein das Menschenherz ist.

Er berichtete von seinen Taten, und unabläßig ging sein Mund. Ein Held und ein Gefürchteter war er gewesen, nicht nur ein gewöhnlicher Schlosser und Grobschmied. Wenn er den Hammer schwang über dem Ambos, war er unvermerkt dabei, die Welt umzuhämmern nach seinem Sinn. So war er das geworden, was die Feinde einen Verbrecher nannten.

Die wirklichen Verbrecher waren die, die im Hinterhaus zwischen hohen Mauern die Leute mit Frau und Kindern vor der Sonne absperrten in feuchtkalte übelriechende Schatten — damit Einzelne reich und mächtig seien.

Da wollte der Schlosser Gewalt gegen Gewalt setzen und sich sein Teil holen. Denn sie waren alle Menschen! Er warf den lauten Hammer weg, wählte die Gänge der Nacht und griff zu dem fingrigen Dietrich und zum Sauerstoffgebläse. Er wurde Geldschrankknacker.

Ein Ausgleicher der allgemeinen Ungerechtigkeit, sagte der Schlosser. Er setzte sein Leben aufs Spiel.

Hei, wie die Gewalten tanzten auf der Totenkammer! Wer kann stärker tanzen als sie?

Der Rückenmärker klappte im Takt die spitzen Knie aneinander. Der Zuchthauspath hob die Leinenschöße seiner Lazarethuniform und ward noch einmal jung. Er warf den weißen Kopf in den Nacken und öffnete ein Fenster. Die dürre Gestalt wehte und zitterte. Er schleuderte etwas in den Wirbel hinaus, das schwand dahin.

Es waren die Weihnachtsbücher des Pastor Hämmerling, daraus sie die verfluchten, seligen Lieder singen lernen sollten auf das Fest. „Stille Nacht, heilige Nacht! . .“ Und: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! . .“

Nun waren sie auf der Totenkammer alle eins. Denn der Kohldampf dachte nur ans Essen.

Der schnauzbärtige Aufseher kam, und die Verbündeten blickten sich höhnisch an und schwiegen.

Der merkte etwas, sagte aber nichts und ging bald.

Und den Pastor Hämmerling warf die Tür herein, daß er keuchend dastand und die weißen Schneesterne von seinem schwarzen Rock schüttelte.

„Weihnachten!“ sagte er zaghaft. Aber die Vier drehten sich nach der Wand und dem Fenster, und der Tanz wütete. Am Ende räusperte sich der Pastor und ging.

Er mußte sich selber die Schuld geben, daß nun alles ins Gegenteil verkehrt war. Eben noch hatte es ihm daheim die Frauengestalt gesagt, die soviel am Fenster saß und ins Unbestimmte hinaus auf etwas wartete, das nicht kam.

Nun würden sie Beide kein Weihnachten haben, hatte Hämmerling geseufzt.

Aber das wußte er nicht, was danach geschah. Daß zu dem bleichen Frauengesicht die Augen gleichsam zurückkehrten. Sie belebten das Gesicht, sprachen und wußten dann etwas.

Das sollte ihr Geheimnis sein.

*

Wilder jauchzten die Lüfte, und ihr Odem ging nicht aus Tag und Nacht. Und wenn auf kurze Zeit die Sonne kam, wuchsen glashelle Beißzähne vom Turmdach und hingen vor den Fenstern der Totenkammer. Alles Land aber lag draußen schlohweiß unter einerlei Willen.

Und wieder hob der Tanz an. Der Zuchthauspath erzählte. Er hatte in den letzten Jahren die besondere Vergünstigung, weil er keine andre Heimat hatte als das Zuchthaus, zu Zeiten eine Besorgung machen zu dürfen, bis in die Küche, in den Hof und gar vor das Tor, in die Stadt. Der Strafvollzug lockerte vor ihm die Faust.

Nun aber wollte der Path nicht mehr ausgehen. Er wollte kein Almosen, hatte auch nicht Zeit, sondern mußte erzählen.

„Auge um Auge!“ hat das Zuchthaus gesagt. „Zahn um Zahn!“ Immer hats das Zuchthaus wiederholt auf alles Flehen und Zähneklappern des Dreißig-, Vierzig- und Fünfzigjährigen . . Bis er anfing, stille zu werden und zu lächeln.

Da wollten sie ihn begnadigen. Aber da wollte er nicht mehr. Sie sollten Recht haben, die da draußen, und ihr Recht für sich behalten. Der Zuchhauspath wollte nichts mehr von ihnen.

Ja, er hatte vormals im heißen Zorn einen Menschen erschlagen um eines taghellen Mädchengesichts willen und war in die dunkle Nacht gekommen und hatte alles verloren. Als aber nach dreißig und mehr Jahren ihn seine Oberen im Zuchthaus fragten, ob er bereue . ., hatte er zum Fenster hinausgeschaut und hatte auf dem Fluß ein buntbewimpeltes Schiff hinabfahren sehen, und wie Kinder Papierdrachen steigen ließen in den Lüften. Und den Zuchthausgeruch roch er mit einmal, als müsse er eilends davonlaufen.

Da hatte er unversehens die Arme hochgehoben: ja er bereute. Dann aber stand er im Burghof vor dem Konferenzzimmer, darinnen er sein Sprüchlein anbringen sollte. Da kamen „Zugänge“, Neueingelieferte mit Ketten aneinandergeschlossen, und einen, der so alt sein mochte wie er damals, stieß der Gewehrkolben in den Rücken, daß ihm der Hut entfiel . . Der Zuchthauspath schauerte zusammen. Er hatte sich gut geführt, daß man ihn frei umhergehen ließ. Sollte er draußen wieder von vorn anfangen und aus den Ketten sich herauf dienen? . . Nein, er bereute nicht! Er wollte bleiben, wo er war. Er hatte Angst vor der Welt draußen.

Huih, wie fröhlich die Lüfte sind, und die weißen Gewänder wirbeln und tanzen!

*

Das war aber nicht so ausgemacht und ist gegen alle Verabredung so geworden, daß knapp vor Weihnachten die Lüfte müde wurden und schwiegen. Und wenn sie vielleicht gar nicht müde wurden, sondern aus einem andern Grunde schwiegen, weil ihnen Stille geboten war und sie gehorchten . . dann wars um so schlimmer.

Vorweg für die auf der Totenkammer. Sie hatten sich schon gefreut. Nun könnte ihre ganze Rechnung zu Schanden werden und ihre Flucht vor Weihnachten vereitelt.

Wildet und wütet, ihr Lüfte! Es gibt kein Weihnachten auf der Totenkammer.

Aber nachdem die Stille mit undurchdringlicher Bläue solange vom Himmel herabschwieg auf das weiß vergrabene Erdland, hielt der Himmel draußen lauschend den Atem an wie unter einem einheitlichen Gebot, das sich von Berg zu Berg im Bogen über das Tal hinspannte.

Was will das sein?

Die auf der Totenkammer haben ihre letzte Kraft zusammengetan; tat der Eine weniger dazu, der Andre mehr. Wer sagt, daß die Ermüdung auf der Totenkammer daher kommt, daß der Schlosserkarl beim Husten eben das blauweiße Taschentuch an den Mund brachte und gleich ists ein rotes Tuch? Das ist doch jetzt nebensächlich. Darum brauchen die Andern, selbst der Kohldampf, nicht so aufmerksam hinzuschauen.

Es soll nicht Weihnachten werden! Das ist ausgemacht. Und ist der letzte Bund, daß Weihnachten nicht so stark ist.

Lange machts der Schlosserkarl ja nicht mehr. Aber bis Weihnachten vorbei ist, hält er noch aus.

Der Schnauzbart des Aufsehers brummelt gutmütig barsch zur Tür herein. In der Hand hat er ein ungeschmücktes Christbäumchen und stellt es hin.

Der Kohldampf schreit: „Essen!“ Gierig ist er immer gewesen.

Und wie der Aufseher die rote Fahne sieht in der Hand des Schlosserkarl, hat er verstanden. Er geht schon und nimmt das Bäumchen mit. Er wird auch dem Pastor abraten zu kommen, trotzdem es Heiliger Abend ist, der weiße Florvorhänge schleiergleich zuzieht vor der Allerweltsneugier.

Still, still ists auf der Totenkammer, bis da draußen auf einem fernen Berg ein Kirchlein zu lallen und zu rufen anfängt

ins Tal, und Stimmen lauter und lauter antworten und hallen und dröhnen eine ganze Weile; mitten durch die letzte steinerne Einsamkeit.

Und über dem gewaltigen Rufen in den Lüften geschieht etwas zur selben Stunde, das ist schier unglaublich; es sei denn daß heute die gesamte sündige Welt verwandelt ist, damit alle klugen Leute den Kopf schütteln und alle Kinder und alle gläubigen Toren Recht behalten, die an Gottes Allmacht glauben.

Was kann es der finsteren Zwingburg, der alle Stürme der Jahrhunderte nichts anhaben konnten, ausmachen, daß an die eisenbeschlagene Zuchthauspforte ein leichter Finger angepocht hat von einer weißen Frauenhand? Die hohe Frauengestalt ist in dunkle Trauer gekleidet, und an der Seite führt sie ein lichthelles Mädchen mit blonden Locken und weißen Kleidern.

Es ist doch weiter niemand als die Frau Pastor Hämmerling und ihr übrig gebliebenes Kind; das trägt in der Hand ein Weihnachtsbäumchen und hat frohe, erwartungsvolle Kinderaugen?

Nein! Es ist ein unerhörtes Geschehen, das noch niemals geschah. Dem alten Pförtner verliert sich die Sprache mit stammelnden Lauten in den greisen Bart hinein, und die schweren Schlüssel klirren ihm in den Händen, die er wehrend aufhebt.

Bald kommt der Oberinspektor und wippt mit dem Oberkörper ruckartig vor- und rückwärts, seine Höflichkeit zu bezeugen. Dabei faßt er seinen Schnurrbart und läßt ihn nicht los, um einen Anhalt zu haben.

„Janz unmöglich, jnädige Frau! Janz ausgeschlossen!“

Niemand im gesamten staatlichen Strafvollzug könnte die Verantwortung übernehmen, eine Frau dort hinein zu lassen. Der Oberinspektor läßt, um die Gefahr einer Frau in der Verbrecherburg darzutun, seinen Tierbändigerblick an den Mauern hinauffunkeln. Das Zuchthaus ist eine Menagerie!

Aber er fühlt schon, daß er diesmal selber gehorchen muß. Von der dunklen Trauer geht unmerklich eine solch erhabene Gewalt aus, daß aller Widerstand davor erlahmt. Hier ist leibhaftig der durch Dunkelheiten zur wissenden Kraft hindurch gerungene Wille. Es ist das allmächtige Leid selber gekommen und führt sein Kind an der Hand, das gottgesandte Mitleiden.

„Heute ist Weihnachten, der Ausnahmstag im ganzen Jahr. Wir sollen heute viel gut machen,“ sagt die glockentiefe, warme Frauenstimme.

Ihr Kind hat indessen die Lichter am Christbäumchen angezündet, und das strahlende Gesichtchen wetteifert mit dem Kerzenschein.

Da läßt der Oberinspektor den letzten Halt an seiner Schnurrbartspitze fahren, und seine Hände tasten in der Luft. Er muß sich neigen, seufzen und mitgehen.

Es wäre nicht zu glauben an jedem andern Tag. Wer hat an die vergitterten Fenster all die kahlgeschorenen Gesichter gerufen, daß sie sich dichtgedrängt an die Eisen zwängen? .. Sie starren und staunen, und es ist ihnen ein Märchen.

Die Frau und das Kind mit dem brennenden Bäumlein ist das leibhaftige Weihnachten! Wie es still und selbstverständlich schreitet! Als es der Schloßkapelle nahe kommt, tut die Tür sich von selber auf, und die rostbraunen Zuchthausgestalten quillen mit Gewalt heraus. Aufseher mit Säbel und Gewehr springen vor den Haufen, Kommandoworte schallen und verstummen.

Weiß Niemand, was das ist, und was die Diebsgesichter lautlos meistert? Sie müssen sich alle wundern mit herabgesunkenen Kiefern und trinkenden Augen. Solch tiefe Stille, soll das Ehrfurcht sein?

Der Pastor Hämmerling, der eben seinen Gottesdienst bei den Evangelischen beendet hat, weiß nicht, was er sagen soll. Er folgt dem leuchtenden Wunderbaum und wischt die Hand über die Stirn.

Nach dem Turm geht die lichte Erscheinung und verschwindet. Durch die Fenster der steilen Wendeltreppe flimmert der Schein. Es ist, als ob die festungsstarren Mauern lichtdurchläßig wären und ein Beben durch sie hindurchginge bis hinauf zum First.

Bis zur Totenkammer!

*

Eben hat der Schlosserkarl in seinem Bette heiser geflüstert. So schwach ist er und so stark an Willen. Die Bundesgenossen schauen hin und lauschen.

Was will der Schlosserkarl sagen? Er muß es deutlich sagen, was jetzt geschehen soll, wenn der Pastor kommt.

Da tut sich die Tür auf ...

Es hat Jemand einen heiseren Schrei ausgestoßen. Wenns wirklich der Schlosserkarl gewesen ist, hat er angstvoll aufgeschrieen. Er sitzt starr aufrecht im Bett, auch der Rückenmärker und der Kohldampf. Es hat sie Etwas überwältigt, bis zur regungslosen Stille. Der Zuchthauspath wackelt hilflos mit dem Greiskopf; er weiß nicht, wohin er schauen soll und schaut immer wieder auf das Wunder.

Ein klein Weilchen hat das liebliche Kind mit dem brennenden Christbäumchen sich an die Mutter geschmiegt. Und die dunkle Trauer hat ihm die Hand auf den jungen Scheitel gelegt und gütig genickt.

Nun singt Weihnachten leibhaftig selber mitten in der Totenkammer. Wie silberhell und zuversichtlich es klingt:

Vom Himmel hoch, da komm ich her;
ich bring euch gute neue Mär.
Der guten Mär bring ich soviel,
davon ich singen und sagen will.

Es ist nichs dagegen zu machen, das weiß der greise Zuchthauspath zuerst. Darum tut er seine zitternde, ausgehöhlte Stimme dazu. Er will sich nicht länger schuldig machen.

Es ist schier übermächtig viel, daß das fromme unschuldige Stimmlein die Weihnachtsgeschichte hersagt; sorgsam genau, daß kein Wörtlein fehlt. Von dem Beginn an: „Es begab sich, daß ein Gebot ausging vom Kaiser Augustus“ bis zu dem Schluß: „Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen.“

Durch das Schneuzen und heimliche Schluchzen hat dies einfältige Stimmlein sich nicht stören lassen. Und wie es sicher und froh anhebt wiederum zu singen, wissen die auf der Totenkammer im voraus, daß es nicht anders geht und daß sie nun doch mitsingen müssen. Mag auch der Schlosserkarl darüber weinen.

Sie tun alle ihre Stimmen zusammen, die heisere und die quäkende, die hohlen und kranken Stimmen tun sich zusammen um das helle Stimmlein. Und der warme Glockenton der Frauenstimme singt mit:

Stille Nacht, heilge Nacht ...

Der Pastor Hämmerling lehnt am Türpfosten und weist nach der Stubendecke ein verklärt aufgerichtetes Antlitz. Er ist nur als Zeuge da, damit er weiß, daß es nicht immer nach dem Eigensinn eines Pastors geht, daß aber Weihnachten selber noch auf der Totenkammer stark genug ist und, wenns sein muß, ohne Pastor auskommen kann.

Fritz Philippi

Ein andres Weihnachtslied

Durch die winterliche Flur
Kam er hergeschritten,
Müden Trittes ... Tränenspur
Zeigt, wie er gelitten.
Wo im Schnee versank der Pfad,
Blieb er sinnend stehen,
Ließ hinüber nach der Stadt
Seine Blicke gehen.
Eine Freudenmelodie
Wehte windverloren
Zu ihm her ... „Dort jubeln sie,
Weil ich einst geboren ..
Heut wie einst am Wegessaum
Bin ich still verschwunden,
Weil ich drinnen keinen Raum
Für mein Haupt gefunden.“

Therese Köstlin

Ist eine Universalreligion wünschenswert und möglich? Und wenn, wie kann man sie erreichen?

Vortrag auf dem Pariser Weltkongreß am 18. Juli dieses Jahres gehalten

1. Die Frage nach der Absolutheit einer der bestimmten geschichtlichen Ausprägungen der Religion ist seit langer Zeit im Gange. Ihr wird durch die Form des mir vom Kongreß gestellten Themas eine neue Wendung gegeben. Seit Leibniz' Versuchen zu einer „allgemeinen Charakteristik" haben die Versuche einer Universalsprache nicht aufgehört. Bei diesen handelte es sich nicht eigentlich darum, eine gegebene historische Ausprägung des menschlichen Sprachvermögens allgemein zu machen, sondern womöglich über das Historisch-Gegebene hinausgehend (mit seiner Benützung) eine Sprache zu schaffen, die zugleich auch das historisch „Zufällige" und Unvollkommne abstreifend das vernünftige Normal der Sprache darstellte. — Ist dergleichen auf dem Gebiete der Religion möglich und wünschenswert?

2. Versucht ist dergleichen in der Geschichte öfters. Zum ersten Male sozusagen schon vor dreitausend Jahren in Aegypten. Die große „Reformation", die Pharao Amenhotep IV. (Echnaton) einführen wollte, war ein Versuch, in Form eines spiritualisierten Gott-Sonnenkultus die spezifisch ägyptische Bestimmtheit zu erweitern oder abzustreifen und eine „Universalreligion" zu finden. „Wünschenswert" war das damals aus politischen Gründen. Aegypten erweiterte sich zum Weltreiche. Neue große Völkermassen und Staatengruppen waren mit ihm zu einer politischen Einheit zusammenzuschließen. Dem aber widerstrebt auf einer Kulturstufe, wo Religion und Kult noch starke bestimmende Mächte des Gemeinschaftslebens sind, nichts so sehr als kultische und rituelle Unterschiedenheit. Und nichts fördert hier die staatliche Einheit so sehr als kultische Uebereinstimmung. Aehnliche „universalistische" Versuche, und aus ähnlichen Gründen, wiederholen sich dann häufiger in der Welt-, Staaten- und Religionsgeschichte. Die synkretistischen Neigungen der Diadochen wie die am Hofe des Kaisers Friedrich II., die Versuche einer Universalreligion zwischen Moslim und Hindu durch Akbar, die Religionspolitik der heidnischen und der christlichen römischen Kaiser, Justinians theologisches Imperium wie das des Asoka gehören dahin. „Wünschenswert" war der Islam als Universalreligion für die politische Einigung der zersplitterten Stammeswelt Arabiens. Shotoku Daishi brach durch das Buddhatum die Zerspaltung der religiös-politischen Sondergruppen und Interessen der altjapanischen Clans. Srong Tsan Gampo tat Aehnliches in Tibet. Wladimir der Apostelgleiche band durch den griechischen Katholizismus, Ludwig XIV. durch den lateinischen Katholizismus, Elisabeth von England durch den Anglikanismus als Universalreligion ihr Land in staatlich-politische Einheitlichkeit. — So könnte heute eine Universalreligion etwa „wünschenswert" erscheinen im Interesse des Weltfriedens, der einheitlichen Organisation der Gesamtmenschheit, der Aufhebung oder Milderung der Völker-, Rassen- und Klassengegensätze, erleichterter Wirtschaft, gemeinsamer Förderung von Kulturzwecken usw. Aber dies wären Gesichtspunkte und Fragen für Politiker, Soziologen, Reformer allgemeiner Art. Für einen religiös interessierten Kreis wie den unsrigen sind sie höchstens Nebenfragen und sollen hier unberücksichtigt bleiben. Wir verengen die Frage so: „Ist vom Standpunkte der Religion selber eine Universalreligion wünschenswert — und möglich?"

3. Auch hierzu wären erst eine Menge von Vorfragen und Nachweisen zu leisten (die zugleich geeignete Gegenstände für unsere zukünftigen Zusammenkünfte abgeben würden.): der Nachweis etwa, daß Religion überhaupt dauernd möglich ist im modernen Geistesleben, weil sie wurzelt in den Trieben und Tiefen des vernünftigen Geistes selber und nur mit diesem selber untergehen kann; ferner, daß die große Zeit der Religion nicht vorüber, sondern erst zu erwarten sei, wenn nämlich die geistige Energie des Menschengeschlechtes, vorläufig noch wesentlich auf politische, soziale, technische Aufgaben gewendet und verbraucht, hier einmal relative End- und Ruhezustände erreicht und dann, nach Innen schlagend, Leben und Kultur des Geistes zum Hauptgegenstande haben und in jetzt noch nicht zu ahnenden Entfaltungen des Gemütslebens sich auswirken wird. Und weiter die Fragen der Sozial-, Völker-, Rassenpsychologie: Ist universale Religion möglich, wünschenswert bei den vorgeblichen oder wirklichen Unterschieden der „Seele des Ostens" und „des Westens"? Bestimmt die Rasse die Religion, oder die Religion die Rasse? Ist Qualitäts-Religion, ist ihre Feinheit, ihr zartester und tiefster Inhalt überhaupt „universell" möglich? Für den sozial Gedrückten wie für den Gehobenen? Für den Laien wie für den Virtuosen? Im Berufe wie im Kloster? Ist nicht auf jeden Fall echte Religion mehr wert als universale, und darum die bunte regellose Fülle, gemäß dem, was ein jeder nach seiner Natur an echtem religiösen Gefühle haben kann, viel eher das Wünschenswerte?

4. Nehmen wir diese Vorfragen als befriedigend beantwortet an und wiederholen wir dann die Frage: Ist vom Standpunkte der Religion selber eine Universalreligion wünschenswert und möglich? — Sie wird unbesehens und leidenschaftlich bejaht von zwei Seiten her, die sonst schärfste Gegner sind. Von Seiten des Traditionalismus und von Seiten des Rationalismus. Wie sehr entgegengesetzt diese sonst sind, so sehr stimmen sie doch gerade in ihren Irrtümern hinsichtlich unserer Frage überein.

Der Traditionalismus mit seinen Ansprüchen findet sich nicht etwa nur im Christentume, sondern in allen sogenannten „positiven" Religionen und Konfessionen. Er nimmt an, daß die eigene Religion die eigentliche Religion überhaupt und also die universale sei oder sein müsse, beruft sich auf seine geheiligten Autoritäten, auf seine supranaturale Offenbarung, und erklärt andere Formen der Religion entweder für Irrtum, Falschheit, sündhafte Verkehrung, Ketzerei, oder milder für Gebilde menschlicher Meinung, in denen Bruchstücke und einzelne Funken der Wahrheit, die er selber allein ganz und ausschließlich besitzt, vorkommen können. Der Traditionalismus glaubt also sehr entschieden, daß es eine Universalreligion gebe, hält sie nicht nur für wünschenswert, sondern fordert sie mit Notwendigkeit, und setzt jedesmal seine eigene an deren Platz.

Der Rationalismus dagegen glaubt, daß alle geschichtlichen Religionen eigentlich nur Masken einer einzigen universalen Menschheitsreligion seien. Er hält es für möglich, ja sogar für leicht, aus ihnen diese Universalreligion in wenigen einfachen Hauptbegriffen und Lehrsätzen herauszuziehen. Und er fordert dann, ebenso wie der Traditionalismus, daß diese seine Universalreligion die geschichtlich gewordenen Religionen ersetze oder in sich hinein spiritualisiere. Dabei nimmt auch er in Wahrheit sich, nämlich gewisse populäre Gemeinüberzeugungen und Gefühle, für die Religion selbst und setzt sich so, wie der Traditionalismus, selber absolut.

Die historische und kritische Betrachtung der Religion gibt uns heute aber ein ganz anderes Bild. Sie erkennt mehr und mehr einerseits, daß alle großen geschichtlichen Religionen, ebenso wie Wissenschaft und Kunst, empirisch betrachtet, eine Hervorbringung spezifischer Anlagen, Triebe und Kräfte menschlich-vernünftigen Geisteslebens sind (was den Wahrheitswert der Religion nicht aufhebt, sondern erst fest begründet). Und weil die Religionen aus dieser gemeinsamen Wurzel entspringen, so sind sie, wie etwa die verschiedenen Typen und Spezies des menschlichen Kunstschaffens, alle ein im tiefsten Grunde doch Aehnliches, Verwandtes, einer und derselben Oberklasse Angehöriges, entwickeln sich nach ähnlichen Gesetzen, haben in ihrem Verlauf analoge Phasen, richten das menschliche Gemüt auf verwandte Ziele und lösen in ihm ähnliche Gemüts- und Willenswirkungen aus. Zugleich aber unterscheiden sie sich andererseits sehr deutlich, wie die verschiedenen Spezies in einer Gattung, von einander, je nach ihrer historischen Bestimmtheit, nach der Eigenart ihrer Stifter und ihrer klassischen Zeiten. Eine jede von ihnen hat ihr eigentümliches höchst individuelles Gepräge, ihr eigenes inneres Lebensprinzip, ihren besondern Geist. Dieser Geist unterscheidet sich mannigfach und auf das Stärkste von dem Geiste anderer. Er kann in lebhaftestem Gegensatze zu dem der andern stehen, mit ihm sich messen und in Kampf geraten. Und diesen individuellen Sondergeist der einzelnen Religionen aufzufassen ist das schwierigste und feinste

Geschäft einer reifen wissenschaftlichen Religionspsychologie und Religionsgeschichte. Je nach ihrem Geiste kann dann auch eine Vergleichung und Messung der Religionen miteinander stattfinden. Und es kann gefragt werden, welcher Typus von Religion höheren Wert, tiefere Wahrheit, reichere Wirkung auf Gemüt und Gewissen hat. Es wäre denkbar, daß verschiedene Typen in dieser Hinsicht gleichwertig und somit gleich „wünschenswert" wären. Es wäre auch denkbar, daß einem unter ihnen eine entscheidende Ueberlegenheit zukäme. Dem ersteren Standpunkte wird häufig der kühl urteilende Historiker zuneigen, der ästhetisch die Fülle und Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Erscheinung schätzt und sie erhalten möchte. Dem letzteren immer der, der selber innerlich und entscheidend von dem eigentümlichen Geiste einer dieser Religionen ergriffen und bestimmt ist. Dieser letztere Standpunkt ist mein eigener. Ich bin in der Tat aufrichtig überzeugt, daß das Christentum, nicht nach Seiten seiner vielen mannigfaltig anfechtbaren historischen Zufälligkeiten, sondern nach seinem spezifischen, idealen Gehalte, nach seinem höchst individuellen, typisch charakterisierten Sondergeiste, den andern Sonderbildungen der Religion entscheidend überlegen ist, nicht wie die Wahrheit der Lüge, sondern wie Plato dem Aristoteles, nicht wie der Herr den Sklaven, sondern wie der Erstgeborene seinen Brüdern, und diese Ueberzeugung verstärkt noch für mich selber, was im Folgenden zu sagen sein wird. Aber ganz abgesehen davon, wenn nun die Dinge so liegen, wie geschildert ist, was ist dann wirklich wünschenswert, und was ist dann möglich?

5. Wünschenswert ist dann weder ein Mengen und Mischen noch ein Verschleifen, Neutralisieren und künstliches Angleichen. Wünschenswert ist grade in unserer heutigen geistigen Situation viel weniger das „Universalisieren" als das Individualisieren und Konkretisieren, und das heißt auf dem Boden der Religion zunächst das Rivalisieren ihrer großen geschichtlichen Sonderformen. Es bahnt sich an. Längst geht durch die großen Religionen des Ostens ein Regen und Bewegen, ein Sichbesinnen auf sich selber, ein Sichwiederfinden und Sichsammeln. Das ist der Hauptsache nach eine Wirkung christlicher Missionspredigt, und eine ihrer größesten. Längst hat in Japan, eben auch in China das Buddhatum begonnen, sich neu zu organisieren, literarisch, kirchlich, theoretisch neu zu kräftigen. Seine primitiveren Formen in Ceylon, Birma und Anam tun das Gleiche und beginnen schon, auch auf westliche Gemüter Eindruck zu machen. In Indien weckte schon 1869 der streitbare Svami Dayanand die Geister seiner Religion zum Kampfe gegen „Reverends" und „Maulvis". Vedantisten, Vaischnavas und Schaivas sind ihm gefolgt. Vivekananda missionierte in Amerika und England. Für den Islam Indiens tat das Gleiche Ahmed von Kadia. Das Alles und vieles Andere ist nur erst der Anfang. Ein Riesenringen bereitet sich vor. Seine große Zeit wird es vielleicht erst haben, wenn einmal im Politischen und Sozialen die Menschheit zu Ruhezuständen gekommen ist. Vielleicht auch schon eher. Beneidenswert, wer seinen Tag schauen darf. Das wird der höchste, feierlichste Moment der Geschichte der Menschheit werden, wenn nicht mehr politische Systeme, nicht wirtschaftliche Gruppen, nicht soziale Interessen, wenn die Religionen der Menschheit gegen einander aufstehen werden, und wenn nach den Vor- und Scheingefechten um die mythologischen und dogmatischen Krusten und Hüllen, um die historischen Zufälligkeiten und gegenseitigen Unzulänglichkeiten zuletzt einmal der Kampf den hohen Stil erreichen wird, wo endlich Geist auf Geist, Ideal auf Ideal, Erlebnis auf Erlebnis trifft, wo Jeder ohne Hülle sagen muß, was er Tiefstes, was Echtes hat, und ob er was hat.

Was wird dann werden? Auch hier vielleicht einmal ein relativer Ruhezustand des Mannigfaltigen nebeneinander, mit latenten Spannungen? Oder im Ringen vielleicht ein neues Ausbrechen und Sichoffenbaren des religiösen Gefühles in Formen, die wir nicht ahnen? Oder zuletzt doch ein Sieg des stärksten und höchsten der Geister? Oder vielleicht dieses und das Vorherige zusammen (wie ich zuversichtlich glaube)? Wie immer, wer könnte wünschen oder wagen, solchen Entwicklungen mit vorzeitiger „Universalreligion" und mit nützlichen Ratschlägen dazu in den Arm zu fallen. Auch wer aufs innigste von der Ueberlegenheit seiner eigenen Religion überzeugt ist, kann nicht anders als jenen „Tag" erwünschen. Er muß wünschen, daß sein Glaube über Glauben seine Kraft beweise, nicht über Superstition oder trägen Brauch, und nicht durch Ueberrumpelung, sondern durch Ueberlegenheit. „Herr" ist, wer über Herren siegen kann, und keine Religion darf sterben, bevor sie nicht ihr Letztes und Tiefstes sagen konnte.

6. So ist auch für die Praxis des Einzelnen gegenüber allem „Universalisieren" und allem dilettantischen Spiel mit den Analogien und Aehnlichkeiten der Religionen unter einander grade auf Selbstbesinnung und Vertiefung in das eigentümlich-Eigene zu dringen. Damit ist garnicht gemeint das „Wiederherstellen des Hausrates der Väter", die Herstellung des Apparates der überkommenen Dogmatik. Das, was unsere Dogmatiken lang und dick macht, grade das ist sehr „universal", und fünfzig Prozent unserer theologischen Finessen über Inspiration, trinitarische Spekulation, Inkarnation, Kyriologie und Sakrament könnte man überschreiben in hinduistische und buddhistische Systeme. Aber trotz aller Analogien kann man nicht das Gleichnis vom verlorenen Sohn überschreiben in die Gita, oder das Bhakti-Yoga in den Koran, oder die Fatiha ins Neue Testament, ohne sich der jämmerlichsten Stilwidrigkeit schuldig zu machen. Nicht seine „alten Kleider" flicken, aber den Sonder-Geist selber fein und echt auffassen, den reellen Feingehalt seiner eigenen Religion an Idee, Ideal, Gefühl, Lebensstimmung ausfindig machen, in Freiheit setzen und zeitgemäß entwickeln, ihm neue angemessene Form geben ist die Aufgabe. Und diese Aufgabe ist auch das Ziel wahrer Religionsvergleichung, die mit dem Auffinden der Analogien und allgemeinen gleichen Formbestimmtheiten der Religionen unter einander ihr Geschäft nur eben erst beginnt, darin aber nicht endet. Und wo solche Aufgaben nicht zuvor fest ins Auge gefaßt sind, soll man nicht von „universal" reden. Es hieße, im Theoretischen an offenbaren und bedeutenden Tatsachen blind vorbeilaufen, und im Praktischen Werte verschleudern, gegen die alle etwaigen Nutzeffekte einer Esperanto-Religion nicht aufkämen.

7. Auf dieser Grundlage aber kann man dann auch über ein gewisses „Universalisieren" in der Religion nachdenken und muß es sogar. Nämlich über eine etwa mögliche Interessen-Gemeinschaft von Religiösen überhaupt in gemeinsamen Betätigungen, ja auch in gewissen Hinsichten in gemeinsamer Ausübung von Religion, kultischer wie praktischer.

Denn so sehr ist in aller Sonderform doch das innere Wesen von Religion überhaupt verwandt und einheitlich, daß sich überall als universal-religiöses Interesse der gemeinsame Kampf gegen Irreligion und Superstition ergibt. Und dies führt schon jetzt gelegentlich zu interreligiösen „universalistischen" Beziehungen, die schlechthin „wünschenswert" sind. Tokanamis Religionskonferenz ist bekannt. Hier traten vor zwei Jahren die drei Religionen Japans zusammen, um gemeinsam einzutreten für die Notwendigkeit religiöser Volks- und Jugendbildung überhaupt. Ebenso ergibt sich schon jetzt aus dem Parallelismus ethischer Forderungen und Ideale unter den verschiedenen Konfessionen Englands und Amerikas ein „universaler" Aufgaben- und Lebenskreis, der immer mehr im Wachsen ist. Und ein Gleiches ist zwischen fast allen konkreten großen Hauptreligionen möglich und gelegentlich schon im Werden. Die großen Gebiete sozialer und internationaler Ethik bieten sich hier von selber an, und hier liegt viel Arbeitsmöglichkeit für unsern Kongreß.

8. Ferner: Alle höhere Religion ist hindurchgegangen und hat sich entwickelt aus primitiveren Formen mythologischer und legendarischer Gebundenheit, die nachwirkt in ihrer Lehrbildung, ihrer Dogmatik, ihrer allgemeinen Weltanschauung, ihrem Ritus und Kultus, ihrer Lebensbewertung und ihren praktisch-ethischen Zielsetzungen. Das Festhalten an dieser Gebundenheit macht den Charakter dessen aus, was man Dogmatismus und Traditionalismus in der Religion nennt. Und dieser bedrückt und hemmt heute alle höheren Formen der Religion gleichmäßig. Hier ergibt sich eine durchaus „universale" Aufgabe ersten Ranges. Und sie gerade ist das, was unserm Kongresse seine

ganz besondere Natur und Bestimmung gibt. Im Interesse der Wahrhaftigkeit und Lauterkeit, der wahrhaften Modernität und Reife, im Interesse des reinen, starken, ewigen Idealgehaltes der Religion selbst und ihrer Möglichkeit im Zusammenhange modernen Geisteslebens ergibt sich hier ganz allgemein die große Aufgabe läuternder Kritik, Modernisierung und Idealisierung der Religion und ihrer Reinigung und Befreiung vom historischen Schutt ihrer Entwicklung, von mythologischen und legendarischen Zutaten, von wahrheitswidriger Geschichts- und Weltauffassung. Hier aber greift die Arbeit notwendig über das Einzelgebiet der eigenen Religion hinüber, sucht Fühlung, Zusammenhang und innige Wechselwirkung mit allem gleichartigen Streben, schafft Gemeinsamkeit der Interessen und der Arbeit.

9. Ferner: Um das Besondere zu verstehen, ist es nach Goethes Wort notwendig, es aufs Allgemeine zu beziehen. Darum ist es, zwar nicht für jeden Beliebigen und nicht zur bloßen Unterhaltung des Publikums, wohl aber für Jeden, der an Religion und an seiner eigenen Religion theoretisch interessiert ist, und darum ganz besonders für die berufsmäßigen Vertreter, für die Theologen, unumgänglich, sich eine lebendige persönliche Anschauung der Mannigfaltigkeit religiöser Ausgestaltung und ihres Wesens im Allgemeinen zu gewinnen. Diese Aufgabe ist innerhalb deutscher Religionswissenschaft seit Schleiermacher und Hegel selbstverständlich. Sie umfaßt Religionsvergleichung, Religionspsychologie und Religionsphilosophie als untrennbare Seiten derselben Sache. Alle Theologie, sei sie christliche, jüdische, indische oder japanische, muß sich, wenn sie modern und Wissenschaft sein will, nach dieser Seite voll und reich entwickeln. Aber auch eine wirkliche tiefere Allgemeinbildung, die auf religiöse, ethische und allgemein ideale Werte, auf Lebens- und Weltanschauung ausgeht, kann nicht ganz daran vorüber, sodaß auch, wenigstens für unsere höhere Schulerziehung, hier wichtige Forderungen erwachsen — wichtigere als die Forderung von mehr „Biologie", „Realien" und dergleichen. So ergibt sich hier (noch mehr als in 8) ein gegenseitiges Interesse des Beziehungnehmens, des Kennen- und Verstehenlernens, des Gebens und Nehmens, und das gemeinschaftliche Interesse, nicht nur in flüchtigen Berührungen sondern in intensivem Austausche mit einander Fühlung zu nehmen, die typischen, charakteristischen Aeußerungen der Religion zu beobachten, ihre Quellen, Urkunden, Lebensformen zu sammeln und zu studieren, ihre Vertreter zusammenzuführen, wobei man dann in Ruhe abwarten kann, ob sich dabei nicht auch gemeinsame praktische Aufgaben und gegenseitige geistige Wechselwirkungen ergeben. Eine von diesen ist schon jetzt zu bemerken: die Nötigung, sich im Streite der Religionen wider einander zu besinnen auf das, was man wirklich im Tiefsten und Letzten zu sagen hat, und statt der Außendinge Geist gegen Geist zu Felde zu führen.

10. Nicht eine Hinderung, sondern geradezu eine Förderung solcher gegenseitiger Interessen ist die Mission. Sie hat ihr unbestrittenes Recht ohne Weiteres da, wo sie gegen Irreligion überhaupt oder gegen Heidentum und religiöse Barbarei zu Felde zieht. Sie hat es ebenfalls da, wo höhere Religion vorhanden ist, aber schläft. Aber sie hat es auch da, wo solche wacht und lebendig ist. Kein Recht hat sie, wenn sie kommt mit politischen oder kommerziellen Mitteln oder Zielen, wenn sie kommt, ohne selber tief und gründlich Eigenart, Adel und selbständigen Wert des Gegners zu kennen. Ein Verbrechen am Geiste der Religion überhaupt ist sie, wenn sie, was auch geschehen kann, fremde religiöse Ueberzeugungen, Bräuche, Lebensgewohnheiten zwar erschüttern, Skepsis und Lockerung erzeugen, aber nicht einen reiferen und tieferen Lebensgehalt und bessere sittliche und soziale Ordnungen zu erwirken vermag. Mission aber als freie Selbstdarstellung und Anbietung nicht der Krusten und Schalen, sondern des Lebensgeistes der eigenen Religion, im Bunde mit vertiefter Einsicht in das Wesen von Religion überhaupt, in Anerkennung und Verständnis jeder echten Aeußerung des religiösen Triebes und im Verein mit ethischer Reife, geistiger Kultur und gebildeter Weltanschauung ist nicht nur in sich selber ein Erfordernis, sondern gerade auch für die Fühlungnahme der Religionen unter einander, für ihre gegenseitige belebende Reizung, Läuterung und Selbststeigerung im Wettbewerbe, für gemeinschaftliche Aufgaben im Volks- und Völkerleben herbeizuwünschen.

11. Endlich kann man sogar wirklich von einer Art interkonfessioneller, ja interreligiöser Gemeinschaftsreligion niederer Ordnung reden, die längst im Werden ist, die in gewisser Hinsicht auch wünschenswert und besonders da, wo innerhalb einer Volksgemeinschaft sich verschiedene Religionsgemeinschaften kreuzen, gewiß auch zu fördern ist. Alle höheren Religionen, besonders aber alle höheren theistischen Religionen haben bei noch so großer Verschiedenheit ihres Sondergeistes einen gewaltigen Kreis von allgemeinen Ueberzeugungen, Vorstellungen, Gefühlen, Idealen um sich, mit denen sie sich weniger auf die Zentralerlebnisse und Strebensziele des Religiösen selber beziehen, als auf das innerweltliche Leben sowohl des Einzelnen wie der Gesamtheit, mit denen sie dieses durchdringen, weihen und verklären: die Ideen der Vorsehung, der Schicksalsführung und Gestaltung im Einzel- und im Volksleben, des gottgegebenen Gedeihens oder Ungemachs, die Beziehung des Gesamtlebens der Nation und des Einzelnen auf göttlichen Willen, Führung, Zielsetzung, fast alles das, was zur Religion als religio publica gehört, und sehr vieles auch von dem, was als „religiöse Stimmung" das Gefühlsleben des Einzelnen, Kunst, Poesie und Sittlichkeit begleitet. Es ist zwar sehr irrig zu meinen, daß dieses Alles mechanisch von einer Religion ablösbar und völlig gleich auf eine andere zu übertragen sei. Vielmehr durchdringt das besondere Prinzip einer typischen Sondergestaltung der Religion auf eigentümliche Weise auch das vom Zentrum Entferntere. Der Vorsehungsglaube ist z. B. im Christentum auf eigentümliche Weise bestimmt und orientiert und von andern Ober- und Untertönen begleitet als derselbe Glaube im Zusammenhange des Judentums, des Islam oder einer der großen theistischen Religionen Indiens. Aber das schließt nicht aus, daß auch diejenigen, die wirklich von dem Sondergeiste ihrer eigenen Religion entschiedener bestimmt sind, sich weithin in der Betätigung und Ausübung solchen Glaubens mit andern zusammenfinden können. Und fraglos gilt von allen religiösen Körperschaften heute, daß weitaus der größere Teil ihrer Anhänger zu diesen entschieden und charakteristisch Religiösen eben nicht gehört, dem Kerne sich nur wenig und nur gelegentlich annähert und der Hauptsache nach in der Sphäre dieser Religion zweiter Ordnung lebt, in der das Charakteristische religiöser Sonderbestimmtheit zurücktritt. Es wäre ein unendlicher Verlust, wenn das tiefere, eigentlich zentrale religiöse Erleben auf Kosten dieser Ringsphäre sich verwischte und undeutlich würde. Aber man unterschätze auch nicht die Bedeutung dieser. Sie ist die Religion, die nicht erst heute in der breiteren Schicht der Durchschnittsfrommen wirklich besessen wird. Sie zu pflegen bleibt eine Aufgabe auch da noch, wo das Gemüt zu den tieferen Geheimnissen nicht mehr zu lenken ist. In sie fließt immerwährend viel ein von dem, was ursprünglich mit originalerer und besonderer Prägung anderswo ausgegangen war. Aus ihr erhebt sich auch Manches, was, ursprünglich allgemeiner und flacher geschaffen, in den Zusammenhängen vertiefteren Erlebens tieferen Klang und sattere Farbe erhält. Und in allen religiösen Körperschaften müssen Kult, Predigt, Gebet und Lied immer auch ihr dienen, wenn sie wirklich für die größere Menge derer da sein wollen, die überhaupt kommen. — „Universalreligion" in diesem Sinne, nämlich in dem Sinne, daß die großen Randsphären der einzelnen Sonderreligionen, besonders der theistischen, sich relativ ablösen von ihren Zentren, sich einander angleichen, Ideen, Stimmungen, Hymnen austauschen, eine weithin übereinstimmende Form von weder sehr tiefer noch sehr charakteristischer aber doch wertvoller Gemeinfrömmigkeit schaffen: solche Universalreligion ist unter den einzelnen Denominationen längst im Werden und wird sich auch unter den theistischen Religionen entwickeln können (vielleicht sogar mit Einschluß der — theistisch gestimmten — Amida- und Vairocana-Gruppen des Buddhatumes). Sie ist auch wünschenswert, sofern sie mit ihren schlichteren Inhalten echter Besitz sein kann für Unzählige, die tiefere und typische Religion nur unecht und nachgemacht haben können. Sie wird leben in der

Form verbreiterter allgemeiner Ueberzeugungen und Gefühle und gelegentlicher gemeinsamer Betätigungen. Sie wird sicher nicht leben in der Form wirklicher konkreter religiöser Gemeinschaften, organisierter Kulte oder gar einer religiösen Universalorganisation der Menschheit überhaupt. Sie wird niemals imstande sein, die tiefsten Inhalte typischer Religion in sich aufzunehmen. Und eine gründliche Mißkennung des Geistes der Religion selber würde es sein, zu meinen, daß jemals in diesen oder in einen anderen Generalnenner die konkreten Sonderwerte ihrer geschichtlichen Hervorbringungen aufzulösen wären.

Rudolf Otto

Noch ein Weihnachtslied

Schließe deine Seele leise,
Laß kein Körnlein Staubes ein!

Heimlich nach der Geister Weise
Kommt ein Glanz wie Sternenschein
Aus den stillsten Ewigkeiten
In die laute Welt geflossen,
Wie er sich in alten Zeiten
Auf das arme Volk ergossen . . .

Schließe deine Seele leise!
Laß kein Körnlein Staubes ein!

Therese Köstlin

Weihnachten holt dich ein

Ostern ist traurig, wenn du dich ihm versagst, Pfingsten wundert sich, wenn es dich nicht zu Gesicht bekommt. Aber Weihnachten sieht nicht so gelassen zu, es eilt dir nach, es holt dich ein.

Und wäre es nur damit, daß es dich ein wenig ärgert, ein wenig in Harnisch bringt. Es holt den Spiegel und hält dir ihn vor — wie den Straßenspiegel, in dem die Gasse geht, ohne daß sie es weiß, und du mit einem Male in starre, prüfende, nahe Menschenaugen siehst — deine eigenen, die in den Spiegel schauen, die aus dem Spiegel sehen. Auf seinen Gassen eilen die weihnachtlichen Menschen und sind so viel klüger als du: denn Weihnachten macht klug, es bringt auch die unbeholfensten Seelen auf die feinsten Gedanken. Eine Ueberraschung, die nicht gescheit ist, ist natürlich dumm, und davor behütet die Weihnacht ihre Getreuen. Die Weihnacht macht feinsichtig — wer durch ihr Auge sieht, entdeckt Fehlendes, Nötiges, Ersehntes in dem Leben der Nächsten, der Freunde und der Fernen. Die Weihnacht macht die Seelen ihrer Treuen zu liebenden Müttern. Eine liebende Mutter sieht die Torheit und Flüchtigkeit manches Kinderwunsches ein, aber sie gewährt lächelnd, denn ein Kind hat kindliche Wünsche und in ihrem Kommen, sich Erfüllen und Gehen liegt eben die Kindheit. Solche mütterlichen Gedanken der lächelnden Verwunderung und liebreichen Erfüllung schenkt die Weihnacht denen, die dazu bereit sind.

Die Weihnacht lehrt eine große Kunst der Güte: sie lehrt zu nehmen, hübsch zu nehmen, anmutig zu nehmen. Als der Hochmut in das Land kam, verlernten die Einen das Nehmen; als die Geziertheit in das Land kam, verlernten die Andern das Nehmen; als die Söhne des Jammers und der Selbstbeweinung in das Land kamen, fanden sie sich durch das Nehmen gekränkt — als die Weihnacht in das Land kam, tat sie, als merkte sie das alles nicht und lehrte die Hochmütigen, die Gezierten und die Hospitaliten, mit beiden Händen, mit leuchtenden Augen und mit hellem Gemüte zu nehmen.

Mir hat es meine Mutter erzählt, denn sie lebte noch in den Tagen, wo die Bahnzüge im Schnee stecken blieben, wie die Weihnacht ihn einholte. Er liebte die Sentimentalität nicht. Natürlich, wie konnte er sie auch lieben? Er ging deshalb von Frankfurt am Maine fort, wo ein Christbaum auf ihn wartete, wo eine Schwester so manches für ihn vorbereitet hatte, und fuhr nach Norden; dort wollte er irgendwo, ich meine fast in Kassel, dem allem aus dem Wege gehen. Aber zwischen hier und dort lag ein Eisenbahneinschnitt, der sich manchmal mit Schneeverwehungen füllte. Die gute alte Zeit ward damit nicht eben flink fertig. Der Bescheertag hatte tüchtig Schnee hinein geworfen und erst ein Mäuerlein, dann eine Mauer aufgebaut, vor der der Zug vergeblich anrannte und an der die Bauern ein Stündlein und noch ein Stündlein schaufeln sollten.

Da lag der Zug still und besann sich. Der Schnee fiel herunter und umtanzte die Fenster, deckte mächtige weiße Tücher über das Dach der Wagen und tändelte auch ein wenig mit der alten Lokomotive. Innen, in den Wagen, kam früh die Sorge auf, daß der Zug sich überall verspäten werde, wo die Weihnacht am Bahnhofe stand und gelbe Paketwagen und blaue Dienstmänner und erwartungsvolle helle Augen, hoffende Geschwister, sehnsüchtige Eltern aufgestellt hatte.

Unter den Eingeschneiten war ein junges Ehepaar mit einem sechs Jahre alten Töchterchen, die nahmen das Warten und die wachsende Gewißheit, daß man zur Bescherung nicht mehr eintreffe, irgendwo abseits, wo die Straße mit kahlen Apfelbäumen und dunkelm Tannensaum fern in das Land zog, unendlich schwer.

Ihr wißt ja, wie es so geht. Erst hörte man gleichgültig hin, mit seiner eigenen Ungeduld und Sorge beschäftigt. Aber dann ward das Herzeleid des Kindes langsam das Anliegen Aller. Dem Frankfurter sonderbarerweise am grimmigsten, obgleich er nur die Bekümmerten anstarrte und kein Wort sagte. Dann kam es so, daß er es gar nicht mehr aushielt. Er sprang auf, öffnete die Türe, eilte nach der Böschung, fiel in den Schnee, erhob sich, kämpfte sich durch und hinauf, seine Mitreisenden starrten ihm nach, riefen ihm zu, schrieen, in allen Wagen wurde es lebendig, der Zugmeister schalt, der Schaffner fuchtelte mit den Armen entschuldigend, erklärend und hoffnungslos in der Luft herum.

Den Beschrieenen aber nahm der verschneite Wald still auf. Der Zugführer sah ratlos nach der Stelle, wo der Mann, der die Sentimentalität nicht liebte, verschwunden war, die zwei Schaffner noch verdutzter und die Reisenden mit gerechter Aufregung. Es war auch unterhaltend, man hatte Zeit, die Lokomotive schlief, der Schnee tanzte, und die schaufelnden Bauern waren noch fern vom Ziele.

Und dann kam er und schwang triumphierend einen kleinen Tannenbaum, das hübscheste, wohlgewachsenste und stolzeste Weihnachtständnchen, das man je gesehen hatte. Er trug es den ganzen Zug entlang und alle Leute sehnten sich darnach, es in ihrem Wagen zu haben, und das sechsjährige Kind streckte ihm leuchtend die kleinen Arme entgegen, und die Weihnacht hatte ihn eingeholt, den Mann, der ihr hatte entlaufen wollen.

Das Feinste daran ist, sagte meine Mutter, daß das Christkind den Menschen Stunde gibt in dem, was sie am schwersten lernen, in der Liebe. Am ersten Oktober fängt die Stunde an und nach Dreikönig hört sie auf. Oder nicht? Dauert sie länger, die Stunde des Christkinds?

Hermann Oeser †

Verschiedenes

Gesundbrunnen. Kalender des Dürerbundes. München, Georg D. W. Callwey. 212 S. 60 Pfg. Gebunden 1 Mk.

Christlicher Volkskalender. Herausgegeben von der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth a. Rh. Kaiserswerth, Verlag der Diakonissenanstalt. 80 Seiten. 25 Pfg.

Luther-Kalender. Fürs deutsche Haus. Potsdam, Stiftungsverlag. 92 Seiten. 40 Pfg.

Nachbar-Kalender. Illustrierter Familienkalender. Hamburg, H. O. Persiehl. 96 Seiten. 30 Pfg.

Neuer allgemeiner Gustav-Adolf-Kalender für das evangelische Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Dresden-Blasewitz, Erich Leonhardi. 92 Seiten. 50 Pfg.

Vaterländisch-Sozialer Volkskalender. Verlag des Presseverbandes für die Provinz Sachsen. 60 S. 100 Exemplare zu je 7 Pfg.

Von schwäbischer Scholle. Kalender für schwäbische Literatur und Kunst. Heilbronn, Eugen Salzer. 136 S. 1, gebunden 1,80 Mk.

Soldatenfreund-Kalender 1914. Herausgegeben von Bundessekretär Deschner. Ohrdruf, Christliches Soldatenheim. Verlag des Christlichen Soldatenheims Ohrdruf.

Deutsche Frauen. Ein Jahrbuch für Frauen auf das Jahr 1914. Herausgegeben vom Volkskunstbund. Stuttgart, Verlag für Volkskunst, Rich. Keutel. 96 S. 40 Pfg.

Deutsche Treue. Desgleichen.

Deutsche Jugend. Desgleichen.

Sohnreys Dorfkalender. Berlin, Trowitzsch und Sohn 1914. 120 S. 50 Pfg.

Reichskalender. Ebenda. 264 S. 1 Mk.

Tierschutzkalender. Herausgegeben vom Berliner Tierschutzverein und Deutschen Lehrer-Tierschutz-Verein. Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 28. 48 S. 10 Pfg.

Der ästhetisch und volksbildnerisch mustergültige Gesundbrunnenkalender steht diesmal unter dem Zeichen der Helden von 1813. Steffens, Stein, Arndt, Schenkendorf, Kleist und so mancher andre dieser Großen sprechen in Bild und Wort zum Volk von 1914. Mit den feinen Zeichnungen von Ludwig Richter wechseln die köstlichen Schattenbildchen von Elisabeth Müller, Aufsätze religiös-ethischen, volkswirtschaftlichen, humoristischen, ohne Steifigkeit belehrenden Inhalts, in denen Männer und Frauen, wie Thoma, Traub, Frau Krukenberg, zum Wort kommen und fröhliche Lieder mit Notenbeilage. Alles in Allem eine Fundgrube edelster Volkskunst unter strenger Befolgung der Regel: Dem Volke das Beste!

Der Christliche Volkskalender, der unter bewährter Leitung im Verlag des Kaiserswerther Diakonissenhauses erscheint, faßt den Begriff „Volkskunst“ mehr im Sinne der letzten Dezennien und trägt entschieden konfessionellen Charakter, der schlicht und ohne Salbung zum Ausdruck kommt. Merkwürdig berührt es, nach dem ergreifenden Lebensbilde der Bekennerin Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg — in der „Staats- und Kirchenchronik“ vom Kampf um Jatho und Traub als dem Kampf der Kirche zwischen Irrwahn und wahrem Glauben zu lesen. Daß von dem „Ich kann nicht anders“ der Ketzer-Fürstin zu dem des „Irrwahns“ Beschuldigten aus unsern Tagen eine deutliche Linie führt, dafür ist kein Verständnis da. Der Kalender wird mit seinen gediegenen und durchaus tüchtigen Ausführungen und Skizzen in seinem Kreis nach wie vor willkommen sein und Gutes wirken.

Der Luther-Kalender fürs deutsche Haus führt sich mit einer sehr feinen und poetischen Erzählung von Hesselbacher ein und bringt auch sonst manches Gute aus dem Gebiete der Völkerkunde, Gefangenenfürsorge, sozial-humanitären Reform, Bürgerkunde, sowie einen interessanten Ueberblick über Bodelschwinghs großes Werk.

Im Vaterländisch-Sozialen Volkskalender erfreuen die sorgfältig aus den Werken der Größten gewählten Mottos im Kalendarium und die zahlreichen, sehr schönen Gedichte von Schüler, nebst der Naumannschen Eingangsbetrachtung. Der Inhalt ist im Uebrigen bäuerlich-konservativ, national und ohne Phrasentum aufrichtig patriotisch.

Mehr zur Gemeinschaftsrichtung neigt sich der Nachbarkalender, mehr noch der Soldatenfreund.

Der Neue allgemeine Gustav-Adolf-Kalender erscheint in neuer Gewandung und unter neuer Leitung, die im Inseratenteil wohltuend reformatorisch vorging. Die Bücherschau ist sehr übersichtlich und gründlich. Der Inhalt wechselt zwischen den üblichen Versammlungsberichten, Kalendergeschichten, Gedichten und Vereinsnachrichten belehrender und mehr oder weniger unterhaltender, humorgewürzter Art.

Ein spezifisch schwäbisches Gewächs ist der zum zweiten Mal erscheinende Schwabenkalender: Auf schwäbischer Scholle. Zu den Dichtern und Dichterinnen, die voriges Jahr darin zum Wort kamen, haben sich einige Neue der jüngsten Generation gesellt. Das Ganze gibt ein wohlgeordnetes, stattliches Bild schwäbischen Schaffens in bildender und redender Kunst, wie sie gegenwärtig in erfreulicher Blüte steht, sowie eine ausführliche Revue über die religiös-kirchliche, politische und allgemein-kulturelle Entwicklung im Lande.

Deutsche Frauen. Deutsche Treue. Deutsche Jugend. Dieser Dreiklang umschließt eine Fülle von Schönheitsfreude, ernster Frauen- und Jugendpflege-Arbeit, mutigem Kampf gegen die beiden schlimmsten Jugendfeinde: Alkohol und Schundliteratur. Der Volkskunstbund bedeutet für uns in Württemberg etwas Aehnliches wie der Dürerbund für ganz Deutschland. So versteht es sich von selbst, daß in Bild und Wort dem Volk, den Frauen und der Jugend das Beste geboten wird, wofür die Namen der Künstler und Mitarbeiter, — um nur Einige zu nennen: Krukenberg, Staudinger, Förster, Schmitthenner, Ludwig Richter, Moritz v. Schwind — bürgen. Sohnreys rühmlich bekannter Dorfkalender wendet sich ausschließlich an die bäuerliche Bevölkerung und bietet in dieser Umgrenzung ebenfalls edelste Kost. Die Gedichte von Sohnrey und die Mehrzahl der Erzählungen dürfen den vielumstrittenen und -mißbrauchten Namen „Heimatkunst“ mit Ehren tragen. Im Reichskalender, der unter dem Zeichen der Freiheitskriege schwungvoll beginnt und durch ein sinnvolles Gedicht von Vorwerk eingeleitet wird, hebt sich eine von wohltuend sozialem Geist getragene Studie von Laura Frost über Weihnachtspflichten gegen die Erwerbstätigen und eine herbrealistische Erzählung von Paul v. Szczepanski sehr vorteilhaft von den üblichen Kalendergeschichten ab.

Der Tierschutzkalender sei jungen und alten Tierfreunden und solchen, die es werden sollen, — warm empfohlen. Th K

Hohe Lieder (Gitânjali). Von Rabindra Nath Tagore. Deutsche Nachdichtung von Marie Luise Gothein. Leipzig, Kurt Wolff 1913. 132 S. 2.50, gebunden 3,50 Mk. (Vgl. Nr. 48).

Gîta ist Lied. Und Anjali sind die zur Huldigung vor Menschen, Göttern, Gott zusammengelegten und erhobenen Hände. Gitânjali ist also „Liedhuldigung“. Gehuldigt wird von Tagore seinem „Herrn“, seinem „Freund“, d. i. Gott, wie ihn die indische Mystik versteht. Nicht die uns zumeist bekannte und geläufige Mystik des Vedânta-Monismus, sondern die eben so alte, eben so echt indische Mystik der Gottesminne und Gottergebenheit, noch mit den besondern Begleitgefühlen des vergeistigten Krishna-Heilandskultus, in der Form, wie er grade in Bengalen, dem Heimatlande des Dichters, unter dem Einflusse des Reformators Caitanya eine besondere individuelle Gestalt und Note angenommen hatte. — Tagore hatte selber dieses sein Werk aus dem Bengalischen in englische halbrhythmische Prosa umgedichtet (wie auch sein anderes Werk, the Gardener). Aus dem Englischen ist es hier im Ganzen feinfühlig, bisweilen etwas manieriert, ins Deutsche übertragen. Unser Deutsch mit seinem größeren Reichtum an Begleitsilben und Halbtönen eignet sich dafür besonders gut. Sein Inhalt, seine Stimmungen und Gefühle sind so allgemein menschlich, daß sie ohne Kommentar gewürdigt und genossen werden können, besonders von solchen, deren eigenes religiöses Gefühl auf ähnliche Töne abgestimmt ist. Oft wird man, besonders auch durch die rhythmisierende Prosa, an die „Psalmen des Westens“ erinnert. Und doch handelt es sich auch hier garnicht um „Religion überhaupt“, sondern um eine sehr bestimmt individualisierte, die ganz erst verstanden werden kann, wenn man sie in ihren besondern geschichtlichen Zusammenhängen erkennt. Es lohnt, sich damit noch eigens zu beschäftigen.

Ein Teil seiner zarten Erzählungen und Skizzen ist schwedisch, sein the crescent Moon und seine halbphilosophischen Aufsätze Sâdhana sind englisch erschienen Die Hauptmenge seiner Werke ist leider westlichen Lesern unzugänglich, weil nur in Bengalisch vorhanden. R O

Kleine Mitteilungen. Die **Kaegi-Bibel**, von der wir in Nr. 48 eine Probe brachten, ist nun erschienen. Der Bibel erster Band: Israel und Juda. Delphin-Verlag, München. 277 S. Gebunden 5,50 oder 7,50 oder 12,50 oder 25 Mk. Druck vortrefflich. — Wir schließen unsre Weihnachtsnummer und diesen ganzen Jahrgang mit einer sinnigen Gabe Rudolf Schäfers, entnommen dem **Ehzuchtbüchlein** unsers unvergeßlichen Hermann Oeser, dessen wir schon in voriger Nummer gedachten. Zu haben für 1,50, gebunden 2,50 Mk. bei Eugen Salzer, Heilbronn. R

Anzeigen

An unsere Leser und Freunde!

Wir wünschen uns zum Neuen Jahr viele neue Leser und Freunde unsrer Christlichen Welt und bitten darum die alten Getreuen um gute Werbeadressen!

Verlag der Christlichen Welt

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 13. Januar 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädtisches Gymnasium) NW. Georgenstraße 30/31: Gerhart Hauptmanns Religion. Pfarrer Nithack-Stahn.

Nordhausen. Freitag 9. Januar 8 Uhr in der Hoffnung: Jesu Stellung in der Geschichte der Religion. Professor D. Weinel.

Meine Verlobung mit Fräulein **Eva Schwarz**, Tochter des Herrn Oberstleutnant a. D. **Rudolph Schwarz** und seiner Gemahlin Frau **Elisabeth** geb. **Kraus** in Bad Schwartau bei Lübeck, beehre ich mich hierdurch anzuzeigen.

Marburg a. L. **Gottfried Rade**
Kandidat der Theologie

Vakanzanzeige

Die **zweite Predigerstelle in Wesselburen** (Holstein) wird als vakant zur Bewerbung ausgeschrieben.

Grundgehalt 2400 Mk., Grundgehaltszuschuß 600 Mk. Wohnung (bisheriges Hauptpastorat) und Garten vorhanden. Die Gemeinde ist in pfarramtliche Geschäftsbezirke geteilt.

Der Kirchenvorstand präsentiert, die Gemeinde wählt. Bewerber wollen ihre Gesuche nebst Zeugnisabschriften und Lebenslauf **bis zum 27. Januar 1914 einschliesslich** an den Kirchenvorstand in Wesselburen einsenden.

Büsum, den 17. Dezember 1913

Der Kirchenpropst
Heesch

Evangelisches Fröbelseminar Cassel

I. **Anerkannte Frauenschule.**

II. **Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.

III. **Töchterheim-Hausmutterschule.** Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung. Für das Kuratorium: **D. Pfeiffer,** Generalsuperintendent.

Venedig Christl. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Herzschwäche Dauerheilung der: Von Dr. med. Bösser
Preis 30 Pfg.
Verlag Gebr. Lensing, Dortmund

Einbanddecken zur Christlichen Welt

sind für jeden Jahrgang in zwei Ausführungen zu haben: die alte, früher geführte (Renaissancestil) und eine schlichte neue. Der Preis ist für beide gleich, je 1,60 Mk. Wir bitten bei Bestellungen genau anzugeben, ob die alte oder neue Einbanddecke gewünscht wird, und für welchen Jahrgang.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung von 1.90 Mk. vom

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H.

Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn

Aus einer Besprechung **Karl Hesselbachers:**

„Dies köstliche Büchlein ist eine Offenbarung aus dem Heiligtum einer durch und durch zur Ewigkeit gewordenen Menschenseele. Das Büchlein sollte das selbstverständliche Hochzeitsgeschenk jeder deutschen gebildeten Familie werden.“

In Perg.-Umsch. brosch. Mk. 1.50
Geb. Mk. 2.50

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 50. Ostpreußen — Schweiz. Juli 1912 bis Juli 1913 (Schluß) — Die römische Kirche in Deutschland (Schluß) — Verschiedenes: Der Kirchenstreik; Fünf Pfennig pro Austritt; Christianos ad leonem; Die neue Bibelrevision; In den Bann getan; Stellt euch nicht dieser Welt gleich; Sonderkonfirmation in Barmen; Moderner Aberglaube

Nr. 51. Verschiedenes aus England — Westpreußen, Januar bis Juni 1913 — Die Zukunft der Kirche — Verschiedenes: Das wahre Gesicht; Das erste Monistenkloster; Konfessionelle Theater; Verein abstinenter Pfarrer; Wir tun, was wir wollen; Ein Komödiant könnt . . .

Verlag der Christlichen Welt, Marburg

In unserm Verlag erschienen bisher folgende Sonderdrucke:

Die Zustände in Nordschleswig. Von Johannes Tiedje 1909 — 1.30 Mk.

Ueber monistische Ethik. Eine Abwehr. Von G. Fraedrich 1912 — 80 Pfg

Quousque tandem! Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten von Sanitätsrat Dr. Brennecke 1912 — 50 Pfg.

Die deutsche Freimaurerei. Von Johannes Tiedje 1913 — 80 Pfg.

Die Wahrheitselemente in der Mystik. Von Johannes Herzog 1913 — 80 Pfg.

Unsre Pflicht zur Politik. Von Martin Rade 1913 — 80 Pfg.

Von der Hexe, die eine Heilige war. Von Agnes Günther 1913 — 1.50 Mk.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 436 925 740 M. Vermögensbestand 165 000 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1912: rund 5 378 199 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen

Inhalt: Christi Geburt — Heilige Nacht — Weihnachtslied — Auf der Totenkammer. Eine Zuchthausgeschichte — Ein andres Weihnachtslied — Ist eine Universalreligion wünschenswert und möglich? Und wenn, wie kann man sie erreichen? Vortrag, auf dem Pariser Weltkongreß gehalten — Noch ein Weihnachtslied — Weihnachten holt dich ein — Verschiedenes: Kalender für 1914; Gitanjali (Tagore); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.
Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.